Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 26

Artikel: Die St. Antoniuskirche in Basel

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641345

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

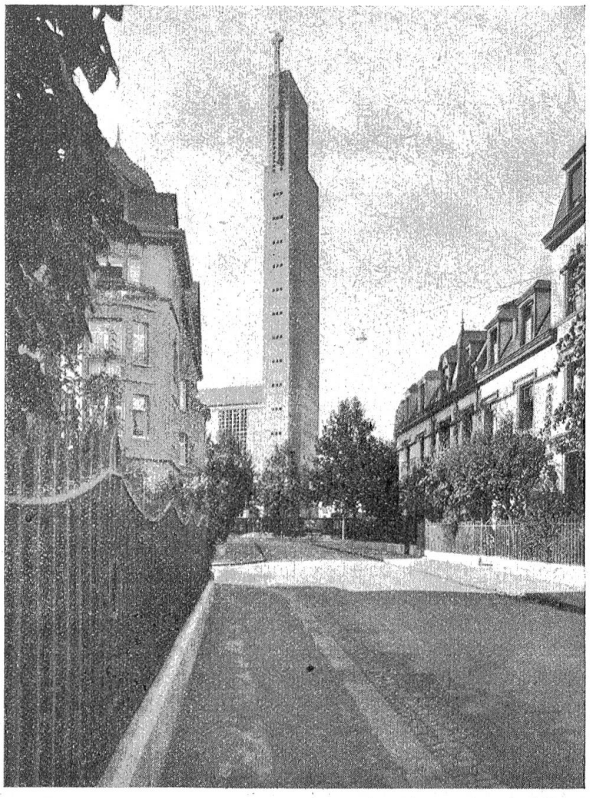
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hause eine größere Kocherei machen. In einem Spruch, der auf diesen Aberglauben Bezug hat, heißt es:



Die neue St. Antoniuskirche zu Basel. Vom Industrietypus angeregte, mit Vorbehalten anerkennenswerte Leistung modernster Eisenbeton-Architektur. Architekten Dr. K. Moser, Zürich und G. Doppler & Sohn, Basel. Ansicht von der Wintergasse aus.

Johannes der Täufer
Muß haben einen Läufer,
Muß haben einen Schwimmer,
Muß haben einen Klimmer.

Der Aberglaube weiß ferner zu berichten, daß in der Johannisnacht Menschen und Tiere durch Hexen erschreckt werden. In übermütigen Ritten fliegen sie über Felder und Aecker und streifen die Früchte mit giftigem Hauch, damit sie im Wachstum stehen bleiben und nie reif werden können. Gegen solche Schlechtigkeiten der Hexen soll man dann Ruten aus neun verschiedenartigen Hölzern in den Boden stecken und Burschen mit geschulterten Sensen und Fackeln sollen die Gemarkungen bis ein Viertel nach Mitternacht abmarschieren und so die Hexen verscheuchen.

Und damit die Hexen den Ziegen nicht alle Milch aus den Eutern saugen bis Blut kommt, darf am Johannistag in Fuldera die Dorfjugend sämtliche Ziegen zusammentreiben, sie melken und über die Milch nach Belieben verfügen. Sie wird meistens den Besitzern verkauft und aus dem Erlös die Kosten des dort üblichen Johannistanzes bestritten.

Im Walsertale schmückt man auf Johanni die Gräber der Verstorbenen mit Blumen und läßt abends hohe Kerzen niederbrennen. Das Johannis- oder Sonnenwendfeuer ist eine Ableitung des sogenannten „Nodfyr" oder Notfeuer unserer heidnischen Vorfahren.

So um Johanni herum blühen im Walde die Johanniskräuter, die ebenfalls im Aberglauben eine große Rolle spielten. So soll der rote Saft, der aus der Blüte tritt, wenn man sie zusammendrückt, das Blut Johannis des Täufers sein. Dem Johanniskraut soll eine große Zauberkraft inne wohnen. Trägt man davon im Hosensack, so ist man gegen Schlangenbisse gefeit, hängt man die Kränze über den Hauseingang oder die Krippe im Stall so trifft kein Blitz aus dem Gewitter und keine Krankheit streift ihren giftigen Hauch durch Haus und Stall. Im Neuenburgischen und im Wallis werden Kränze aus blühenden Johanniskräutern in der Kirche gesegnet, weil ihnen eine hohe Zauberkraft inne wohnt. Der Trank des Johanniskrautes soll die Wirkung des Wahrheitsdranges, des Teufelaustreibens und Geisterbeschwörens haben, weshalb man ihn im Mittelalter den armen Gefolterten und alten Hexen eingoß. Wer aber Samen des Johanniskrautes findet, wird ungeheuren Erfolg haben in allen seinen Unternehmungen. Aber er muß den Samen in der Geisterstunde der Johannisnacht sammeln und vorher mäuschenstill an einem Kreuzweg des Waldes auf glock zwölf warten und die Augen schließen, wenn die Hexen auf den Besen nach dem Bocksberg oder zum Sabbat reiten, denn sonst nimmt einem der Teufel am Wickel und zerzaust ihn in tausend Fetzen.

So der Johannistag, der Tag der Sommersonnwende, im Aberglauben und in allen Gebräuchen. M. J.

Die St. Antoniuskirche in Basel.

Basel, die Stadt des Rheins, des Zoologischen Gartens und der Mustermesse, ist wieder um eine Sehenswürdigkeit reicher: sie hat eine Eisenbetonkirche erhalten, die fraglos die Aufmerksamkeit aller Besucher der Stadt auf sich ziehen wird. Denn sie ist in ihrer Art für die Schweiz etwas absolut Neues. Ein sakraler Bau in Eisenbeton! Wie kann man diese beiden Begriffe miteinander verbinden? Und doch ist für diese Verbindung in nächster Nähe Basels schon ein Beispiel zu finden: das neue Goetheanum in Dornach. Hier hat der geniale Dr. Rudolf Steiner schon vor Jahren mit kühnem Zugriff Eisenbeton als Baumaterial gewählt für seinen neuen Antroposophen-Tempel. Ein leidenschaftlicher Kampf hat um dieses Bauwerk getobt. Er wurde zugunsten der Auffassung Steiners entschieden, der der Ueberzeugung war, daß auch mit diesem Material ein Bauwerk von bleibendem künstlerischem Wert geschaffen werden könne, wenn es wesensgemäß verwendet wird. Er dachte sich zuerst die Räume aus und schuf für sie einen zweckgemäßen Grundriß. Dann umkleidete er diese Räume nach den von den Gesetzen der Statik geforderten Weise. So kam, gleichsam von innen herausgebildet, der äußere Bau zustande. Auf jede Form, die nicht im Wesen des Baumaterials lag, verzichtete er.

Die Erbauer der St. Antoniuskirche sind auf diesem logischen Wege weitergeschritten. Sie sagten sich: der Eisenbeton ist heute das billigste und solideste Baumaterial, warum sollte man damit nicht auch eine katholische Kirche bauen können? Die katholische Baukunst hat je und je ihre Anregungen aus Gebieten genommen, die oft in diametralem, ja feindlichem Verhältnis zur christlichen Idee stehen. Das früheste Christentum übernahm ungescheut die antiken heidnischen Bauformen für seine Kirchenbauten. Später, als sie das Barok schuf, bediente sich die Kirche wieder sehr unheiliger Elemente. Warum sollte sich der heutige Kirchenarchitekt nicht durch die Basler Industriebauten, die Fabriken mit ihren imposanten Hochkaminen, den Silos am Kleinhüninger Hafen usw. beeinflussen lassen?

Die neue Kirche steht an der Kannenfeldstraße in Basel, mitten in einem wenig erfreulichen Wohnquartier. Ein überschlanker, 67 Meter hoher, schier prismatischer Turm, der nur zuoberst ein sich verjüngendes Stockwerk aufgesetzt hat, überragt die Hallenkirche, die mit ihrer Längsseite dicht an den Bürgersteig der Straße herangerückt ist. Die Betonmauern sind so belassen, wie sie aus der Bretterverschalung heraus kamen. Auch das dreischiffige Innere entbehrt jeder Verkleidung durch Tünche oder Farbe; die prismatischen, schmucklosen Säulen tragen eine über dem Mittelschiff gewölbte facettierte Decke. Zehn breite, bis an die Decke reichende Fenster überlichten im heutigen provisorischen Zu-

stande das recht nüchtern wirkende Innere der Halle. Die sakrale Stimmung, die heute fehlt, erhofft man von den künftigen farbigen Fenstern, die die Kirche mit einem in gedämpften Farben durchwobenen Licht füllen werden.

Pfarrhaus, Sigristenhaus und Taufkapelle sind mit dem Kirchenbau zu einer Baugruppe mit einem Hof gestaltet. Der Durchgang zur Kannenfeldstraße hat ungewohnte Konstruktion: die kleine Toröffnung weitet sich in mehreren Absätzen zu einem gewaltigen Türrahmen und versucht damit in der Art des gotischen Kirchenportals die Geste des feierlichen Empfanges.

Die Eisenbetonkirche ist heute noch eine fremde Erscheinung in der Welt der architektonischen Formen. Die Sankt Antoniuskirche in Basel, von Dr. K. Moser (Zürich) und G. Doppler & Sohn (Basel) erbaut, darf als Versuch gewertet werden, die vom heutigen Deutschland aus Amerika übernommene Architektur der Gradlinigkeit und der großen ungebrochenen Fläche auch in der Schweiz einzuführen. Ob unser vielgestaltiges Bergland der richtige Boden ist für diese aus der großen ebenen Landschaft stammenden Architektur, möchten wir aber sehr bezweifeln. H. B.

Büßen.

Erzählung von C. H. Keller.

Ein heißer Augustnachmittag brütet über der Erde. Die junge Frau Regina hat sich an den kühlen Waldesrand geflüchtet, unter die große, schattige Eiche. Doch was nützt es? Ihrem Blut und ihrem Herzen, die ihr noch viel größere Unruhe schaffen, als der schwülste Sommertag, kann sie nicht entfliehen.

Heftig ihre Stickerei beiseite schleudernd, wirft sie sich auf den harten Waldesboden. Gräbt den Kopf in beide Hände, und ein innerliches wildes Schluchzen erschüttert ihren Leib. So jung noch und voller Lebenslust, soll sie neben einem ungeliebten Mann herleben bis an ihr Ende! Und dabei schreit ihr Herz nach einem andern.

Sie darf sich selber nicht ganz von Schuld freisprechen. Warum wehrte sie sich nicht bis auf das Aeußerste, als ihr Vater sie dem reichen Mann versprochen hatte? Ihr Weinen, Flehen, Trotzen halfen ja nichts. Was kümmerte sich der harte Vater darum, ob ihr Herz einem andern gehöre oder nicht?

Sie hört noch heute seine spöttischen Worte: „Auf dein Doktorlein, den Hungerleider, willst du warten? Das könnte lange dauern! Du nimmst den andern. Fertig! Du mußt. Ich will es!"

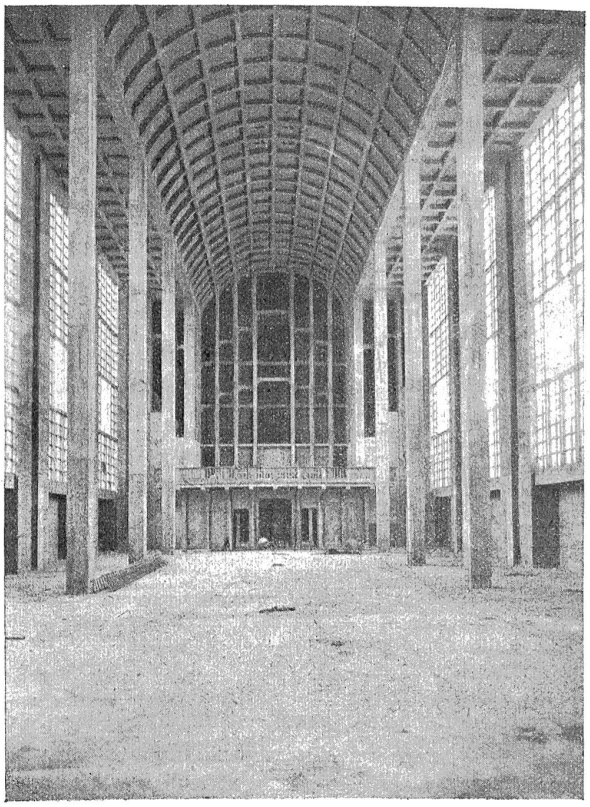
Die Mutter aber tröstete: „Wenn einmal das Herz schweigt — und in der Ehe lernt es bald stille sein — dann wird man glücklich und zufrieden auch mit einem Manne, den man nicht zu lieben meint. Wenn nur die Achtung da ist. Und du achtest Max Gut doch und hast ihn immer gut gemocht. Den andern, Kind, vergissest du bald, wie auch er dich bald vergessen wird. Es war für dich ein Maientraum, wie jeder Mensch ihn einmal träumt in seinem Leben."

Gunter Imboden, der Hungerleider, wie ihr Vater ihn genannt, weilte zu jener Zeit als Assistenzarzt an einem Spital im Ausland. Damals, da ihr Herz am meisten Trost und Kraft bedurfte, schien es ihr, als würden seine Briefe immer seltener und kürzer. Und eines Tages trug man ihr zu, mit scheinheiliger Miene und heller Schadenfreude im Herzen, er bewerbe sich um eine reiche Banquierstochter aus jener Stadt. Erst dachte sie an Klatsch und Verleumdung. Dann aber fing sie an zu glauben, was ihr Herz nicht glauben wollte.

Und so erzwang ihr Vater endlich seinen Willen, und sie wurde seines reichen Freundes Frau. Mit einem Herzen voll Trotz und Bitternis. —

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Sie weiß nun lange schon, jetzt, da es zu spät, daß Gunter sie nicht betrog und daß er leidet ihretwegen.

Sie weint nicht mehr, tut ruhig ihre Pflicht als Hausfrau. —



Inneres der St. Antoniuskirche, Blick auf die Empore. Das moderne Baumaterial erlaubt riesige Fensterflächen und sehr schlanke Pfeiler. Die überhelle Weiträumigkeit wird später durch farbige Glasscheiben gemildert. Die Nischen unter den Fenstern sind für Beichtstühle bestimmt.

Doch die Mutter hat nicht recht gehabt: das Herz ist noch nicht still geworden. Es ruft Tag und Nacht nach dem Geliebten.

Ach, fühlt denn ihr Mann nicht, daß sie nach einem andern sich verzehrt, wenn er sie in seine Arme nimmt? In solchen Nächten muß sie sich verachten, weil sie ihren Gatten so betrügt, und ihn muß sie hassen, weil er nimmt, was nicht ihm gehört. —

Elend und zerschlagen erhebt sich Regina vom harten Boden und geht dem Hause zu.

Der Himmel ist ganz schwarz geworden. Der Donner rollt schon drohend, und ein böser Wind erhebt sich.

Sie steht am Fenster ihres Zimmers und sieht mit Schaudern dem Aufruhr draußen zu. Die Blitze zucken unaufhörlich, und fürchterlich grollt der Donner darein.

In ihrem Innern aber stürmt es noch viel mehr. Ihr Blut hämmert in wilden Schlägen. Sie ballt die Hände leidenschaftlich zusammen und muß sich Gewalt antun, nicht herauszuschreien, was sie zersprengen will.

„Ich kann nicht mehr! Ich will nicht mehr! Gunter, Gunter, komm' doch, komm' zu mir! Wir gehören ja zusammen. Was hat der alte fremde Mann zwischen uns zu tun? Leben will ich, lieben will ich! Ich hab' das Recht dazu, wie jedes andere Weib."

Ein Blitz fährt nieder, schneller und schrecklicher als die andern, zündet in ihr Herz und flammt mit grellem Hohn: „Wie wär's, wenn dein Gatte nicht mehr heim kehrte aus dem Ungewitter? Dann wärest du ja frei!"

„Frei, frei", murmeln ihre Lippen. Dann aber preßt sie die geballten Hände an ihre pochenden Schläfen und stöhnt entsetzt: „Bin ich verrückt geworden? Wünsche ich des eigenen Mannes Tod?"